



### Um ein Heim.

Roman von D. Gerard.

Genehmigte Uebersetzung von A. Geisel.

(3. Fortsetzung.)

(Stadtdruck verboten.)

„Oh, Betsy Sharp,“ seufzte Klara innerlich, „wenn ich doch Deine Unverfrorenheit hätte. Du würdest sicherlich verstanden haben, Lady Georgina zu imponieren! Freilich, was ihre Zu- und Abneigungen betrifft, bin ich jetzt schon zu spät: die Menschen, die sich ihr beugen, sind ihr sympathisch, und die welche es nicht tun, sind ihr zuwider.“

In diesem Augenblick kostete der Zugwind die auf dem Tisch liegenden Papiere zu Boden. Klara bückte sich, um sie aufzuheben, und gewahrte bei dieser Gelegenheit, daß es Schriften eines Wohltätigkeitsvereins waren: Brände, aus dem Feuer gerissen und gerettet, lautete der Titel des obersten Heftchens, dessen eine Ecke die geschriebenen Buchstaben G. M. zeigte. Auch eine Einladungskarte mit einer sehr feindal aussehenden Krone über einem Wappen befand sich unter den Papieren, die Klara jetzt wieder auf den Tisch legte, und das Wappen erinnerte sie unwillkürlich an die Baronin Seisfert, die sich ja auch mit Wohltätigkeit befaßt hatte. Bisher war es dem jungen Mädchen noch nicht eingefallen, daß die Beziehungen zu ihrer früheren Pflegemutter ihr eine Stütze sein könnten, jetzt aber griff sie unwillkürlich nach dieser Hilfe.

„Nein, Lady Georgina,“ beantwortete sie jetzt weit ruhiger den Fragechwall, ich habe bisher noch keine derartige Stellung bekleidet und besitze demgemäß auch keine Zeugnisse, ebensowenig wie eine bestimmte Unterrichtsmethode. Die einzige Referenz, die ich außer Fräulein Pohl angeben könnte, wäre die Baronin Seisfert, wenn sie noch lebte — und lebte sie noch, dann wäre ich nicht in der Lage, eine Stellung annehmen zu müssen.“

„Wer war diese Baronin Seisfert?“ fragte Lady Georgina mit sichtlichem Interesse, dem ersten, welches sie während der Unterredung an den Tag legte.

„Es war die Dame, die mich erzog und deren Erbin ich gewesen sein würde, wenn ihr Zeit geblieben wäre, ein Testament zu machen.“

„Ah wirklich! Das ist allerdings sonderbar,“ mußte Lady Georgina zugeben, worauf Klara dazu überging, ihre Lebensgeschichte wahrheitsgetreu mitzuteilen — nur nannte sie sich „armen Leute Kind“, anstatt ihre Eltern als Mitglieder eines Zirkus zu bezeichnen, eine Korrektur, die Betsy Sharp sicherlich gebilligt hätte. Und als Klara die Familien nannte, welche den Bekanntenkreis der Baronin gebildet hatten, bevorzugte sie jene, die einen Titel besaßen — ebenfalls in Rücksicht auf Betsy Sharp

und deren Rat: „fiets mit den Schwächen der Menschen zu rechnen.“

Während Klara sprach, bemerkte sie einen Anflug von Wohlwollen auf den bisher so starren Gesichtszügen der Lady. Offenbar war ein junges Mädchen, welches im Hause einer Baronin aufgewachsen war und an deren Tisch gefessen hatte, beachtenswerter als ein „Niemand“. Die Aussicht, eine Erzieherin zu bekommen, die beinahe eine Baronin beerbt hatte, schien Lady Georgina offen-

„Und Sie waren also wirklich noch niemals in Stellung?“ fuhr die Dame dann nach einer Weile nachdenklich fort. „Dieser Umstand hat natürlich seine Vorteile, aber auch seine Nachteile, wie Sie leicht begreifen werden. Durch Ihr bisheriges Leben sind Sie an so viel Bequemlichkeiten und Müßigkeiten gewöhnt, daß es Ihnen vielleicht schwer werden wird, sich in Ihr neues Dasein zu fügen. Oh, ich habe schon sehr viel Aergern mit meinen bisherigen Erzieherinnen gehabt, die mehr oder weniger ungerechtfertigte Ansprüche machten“, schloß Lady Georgina seufzend.

„Meinerseits haben Sie keine Ansprüche zu befürchten, Lady Georgina“, antwortete Klara ruhig. „Ich habe noch nicht vergessen, daß ich jetzt auf der Straße ausgelesen wurde.“

„Auf der Straße ausgelesen! Wie schrecklich! — Miß Wood, ist's wahr, was Sie mir da sagen? Nein, darauf war ich wirklich nicht gefaßt!“

Klara blickte in das empörte Gesicht der Dame. War sie vielleicht doch zu hastig gewesen? Aber nein, sie mußte alles auf einen Wurf setzen und sogar noch weiter gehen — die Schriften auf dem Tisch hatten ihr den Weg gewiesen. Schließlich hatte sie kaum mehr zu verlieren, als zu gewinnen, und so sagte sie denn jetzt gleichmütig:

„In der Tat, ich hätte nicht von der Straße, sondern vom Zirkus sprechen sollen, obgleich der Unterschied nicht allzu groß ist.“

„Oh, Miß Wood,“ rief Lady Georgina aufrichtig entsetzt, „wie können Sie das sagen? Was's wirklich Ihr Ernst, als Sie jetzt eben behaupteten, Sie entstammten einem — Zirkus?“

„Mein völliger Ernst,“ erklärte Klara lebhaft, „und wenn ich nicht zur Erzieherin taugte, so bleibt mir keine Wahl, als auch zum Zirkus zurückzukehren.“

Sprachlos vor Entsetzen starrte Lady Georgina auf das junge Mädchen. Fürwahr, wenn je, so handelte es sich hier um einen Brand, der aus dem Feuer gerissen und gerettet werden konnte! Niemals wird das geschehen, solange ich's zu hindern vermag“, rief sie mit fast erstarrter Stimme. „Denken Sie doch an die Gefahren, die Ihnen im Zirkus drohen!“

„Fern sei es von mir, diese Gefahren zu unterschätzen, Mhlady, allein ich muß doch für meinen Unterhalt sorgen.“

„Das sehe ich ein,“ nickte die Dame mit einem Anflug von Großmut, „und ehe ich zugebe, daß Sie es auf solche Weise tun, übernehme ich lieber selbst die Sorge für Ihre Ernährung und Kleidung. Wenn ich nur wüßte — Ihre Eltern?“

Stolz und selbstbewußt antwortete Klara: „Wie mir die Leute sagten, ist mein Vater ein Gentleman gewesen; ich war natürlich zu jung, um selbst darüber urteilen zu können.“



Zur Enthüllung des Drei-Kaiser-Denkmal in Tempelburg (Pommern). In feierlicher Weise wurde kürzlich in Tempelburg ein Drei-Kaiser-Denkmal enthüllt. Dasselbe stellt einen breiten Obelisk dar, der oben von der Erdkugel mit einem deutschen Adler gekrönt ist. An drei Seiten befinden sich die Bronzereliefs Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II. Darunter im Sockel reliefartige Darstellungen in bezug auf 1813, 1866, 1870 und auf die Friedensjahre unseres Kaisers. Es ist ein Werk des bekannten Bildhauers Mißfeldt-Berlin.

bar sympathisch zu sein, denn jetzt sagte sie nachdrücklich:

„Wirklich eine sonderbare Verkettung von Umständen! Selbstverständlich können sie mir Beweise von der früheren Existenz dieser Baronin geben?“ fügte sie dann mit einem mißtrauischen Blick hinzu.

„Soviel Sie wünschen, Lady Georgina“, antwortete Klara gelassen, obgleich ihr diese Frage das Blut der Empörung in die Wangen trieb.



„In der That, es wäre nicht das erstemal, daß ein Gentleman in einem Zirkus geendet hätte.“  
 „Denkete die Dame, während sie halb laut murmelte: „Wood ist durchaus kein schlechter Name; ich kannte eine Familie, die so hieß und von sehr guter Abstammung war . . . Eigentlich ist's ein Nisito,“ sagte sie dann laut, „wenn ich Sie ohne Zeugnisse und Referenzen anstelle. Nicht, daß ich gegen ihre Manieren das geringste einzuwenden hätte. Man sieht auf den ersten Blick, daß Sie sich in guter Gesellschaft bewegt haben. Die erste Umgebung hat offenbar keine Spuren zurückgelassen. Freilich muß ich zuvor mit meinem Gemahl Rücksprache nehmen, ehe ich mich endgültig entscheide.“ — Klara wußte, ohne daß sie diesen Gemahl gesehen hatte, daß dies nur eine Nebenart war und daß Lady Georgina Zeit gewinnen wollte — „und dann hätte ich zuvor doch noch einige Fragen an Sie zu richten . . . Ah, Melly, bist Du das?“ Eine Dame war in die offene Thür getreten. Dann wandte sich die Lady wieder zu Klara: „Vielleicht warten Sie hier nebenan im Ankleidezimmer, Miß Wood, bis ich Ihnen endgültigen Bescheid geben kann.“

Klara erwählte vor Unwillen über die Art und Weise der Dame, und hastig aufstehend, überlegte sie, ob sie nicht, anstatt im Ankleidezimmer zu warten, lieber sofort das Haus verlassen sollte. Aber zu guter Zeit fiel ihr wieder Becky Sharp ein, die sich nicht besonnen hatte, sogar das Feuer zu schüren und Kohlen aufzulegen, als man ihr's befohl, und zwar hatte sie's lächelnd getan. Und dabei war sie selbst noch nicht einmal eine wirkliche Erzieherin, sie wollte erst eine werden, und bis dahin hatte sie wohl noch mancherlei zu lernen . . .

Etwas zehn Minuten mochten vergangen sein, seit Klara im Nebenzimmer wartete, als plötzlich die vom Gang hereinführende Thür aufgerissen wurde und ein älterer Herr auf der Schwelle stand. Als er Klara erblickte, schien er die Absicht zu haben, sich schleunigst wieder zu entfernen, allein dem jungen Mädchen dünkte jeder Strohhalm zur Stütze geeignet, und so blickte es den Herrn vertrauensvoll lächelnd an und sagte lebhaft:

„Ich bin nicht die neue Köchin, ich bin die neue Erzieherin . . . oder ich hoffe es vielmehr zu werden. Lady Georgina hat mir noch keine bestimmte Antwort auf mein Gesuch erteilt, aber ich hoffe, Sie werden nicht gegen mich stimmen. Sie sind doch Sir Alexander Murray, nicht wahr?“

Sir Alexander's gütliches, etwas leeres Gesicht war rot und verlegen. Er drehte seinen Hut in den Händen hin und her, und Klaras Frage mit lebhaftem Nicken beantwortend, stotterte er verwirrt:

„Na, das muß ich sagen . . . wie kamen Sie denn in dies Zimmer?“

„Lady Georgina wies mich hierher; sie hat Besuch bekommen, und so sollte ich hier warten.“

„Ah so . . . ich bitte um Entschuldigung, das konnte ich nicht wissen,“ stammelte der Herr. Offenbar war er gewöhnt, die Entschuldigungen seiner Gattin stets ohne Widerrede hinzunehmen, und so fühlte er sich jetzt verpflichtet, sich wegen seiner etwas schroffen Frage zu entschuldigen. „Bitte, nehmen Sie doch Platz. Mädchen Sie nicht vielleicht eine Tasse Tee trinken? . . . Mein? Nun, kann ich sonst etwas für Sie tun?“

„Ja,“ sagte Klara vertraulich, „Sie können mich zur Erzieherin Ihrer kleinen Tochter machen. Wie mir Lady Georgina mitteilte, liegt die Entscheidung in Ihrer Hand.“

„Zu meiner Hand? Na, das muß ich sagen, der Spaß ist gut!“ rief Sir Alexander mit lautem Lachen, welches er jedoch rasch unterdrückte.

„Selbverständlich habe ich nicht das Recht, Ihr Vertrauen in Anspruch zu nehmen, Sir Alexander,“ fuhr Klara unbeirrt fort, „aber vielleicht gestatten Sie doch, daß ich den Versuch mache, die betreffende Stellung auszufüllen? Lady Georgina sagte mir, daß die bisherigen Erzieherinnen meist zu anspruchsvoll gewesen seien; aber ich bin bisher noch nicht Erzieherin gewesen, und so käme es auf einen Versuch an.“

Diesmal lachte Sir Alexander ohne jegliche Rücksicht nach Herzenslust, und dann meinte er anerkennend:

„Na, wenigstens sind Sie weit weniger ernst und steif als die meisten Erzieherinnen, die wir bisher hatten, und auch äußerlich ist ein Unterschied vorhanden. Die meisten hatten lange, schmale Gesichter, während das Ihrige . . .“

„Leider rund wie ein Vollmond ist,“ ergänzte Klara gleichmütig. „Ach ja, das weiß ich längst, Sir Alexander!“

Es fehlte nicht viel, so wäre der Baron abermals in Lachen ausgebrochen, doch ließ sich jetzt nebenan Geräusch hören, welches auf den Aufbruch des Besuches deutete, und so fuhr Klara dringend fort:

„Nicht wahr, Sir Alexander, Sie werden mir Ihre Stimme geben?“

Die Augen des jungen Mädchens unterstützten die Bitte der Lippen aufs wirksamste, allein diesmal dachte Klara nicht an Becky Sharp. Der Vorfall, den das einfache Bewußtsein, eine Frau zu sein, jeder Gastochter einem Manne gegenüber, sei er alt oder jung, verleiht, kam Klara zu Hilfe. Es war ihr nicht im Traum eingefallen, die Bewunderung Sir Alexander's erringen zu wollen, aber sie wußte den rechten Blick und den rechten Ton zu treffen, und der mütige Ausdruck der braunen Augen trug den Sieg davon.

Sir Alexander streckte dem jungen Mädchen seine Hand hin, und nun wußte Klara, daß die Schlacht gewonnen war.

„Ja, ich will Ihnen gerne meine Stimme geben“, sagte der Baron herzlich, und in Gedanken setzte er hinzu: Das ist ein nettes, leidliches Mädchen, und es wird angenehm sein, solch ein heiteres Naturell im Hause zu haben! . . .

„Es war wirklich leichter, als ich mir's vorgestellt hatte“, murmelte Klara vor sich hin, als sie etwa eine Stunde später das Hotel verließ. „Ich glaube, heute würde Becky Sharp mit ihrer Schülerin zufrieden sein. — Hurra, Thackeray soll leben!“

Zu derselben Zeit setzte Lady Georgina ihrem Gemahl die Sache auseinander.

„Ich sage Dir, es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger, als das junge Ding vom Verderben zu retten. Wenn sie in den Zirkus zurückkehrte, würde ich mir schwere Vorwürfe machen. Uebrigens scheint diese verstorbene Baronin dem Mädchen eine ganz ausgezeichnete Erziehung gegeben zu haben. Und der Zirkus hat den großen Vorteil“, schloß Lady Georgina, „daß man Miß Wood im Notfall in ihre Schranken zurückweisen kann, wenn sie wirklich einmal ihre Stellung vergessen sollte!“

5. Kapitel.

Es war natürlich, daß Klara, durch diesen ihren ersten Erfolg gehoben, sich ganz besonders glücklich und mit sich selbst zufrieden fühlte, daß sie Thackeray in den Himmel hob und einflußvoll mit keinem König getauscht hätte.

Becky Sharp's Rat, das Maß seiner Umgebung zu nehmen und sich danach zu richten, trug anfänglich sehr gute Früchte. Lady Georgina behandelte das junge Mädchen mit wachsender Keuligkeit, die fast lebenswürdig genannt werden konnte, und Sir Alexander hatte schon verschiedentlich Klaras Hilfe in Anspruch genommen. Einmal handelte es sich um österreichische Landhäuser, deren Bauart Klara erkennen mußte, ein anderes Mal bat er sie, einer armen Häuslerin, die blind war, aus der heiligen Schrift vorzulesen. Allerdings hatte der Baron eigentlich seine Frau bitten wollen, allein die Lady war ausgegangen, und wenn Klara sich auch anfänglich dazu erbot, um ihren Bräutigam zu verpflichten, so wie es Becky bei den Crawleys getan hatte, so empfand sie schon am zweiten Tage wirkliches Interesse für die arme Blinde, welcher Zustand dem jungen Mädchen die übernommene Aufgabe entschieden erleichterte. Auch im Schulzimmer hatte Klara keine Veranlassung, auch nur die kleinste, unschuldigste Handlei auszuüben; hatte sie doch all ihr Leben lang Schmach und lebendigen Lieblingen empfunden, und so gab sie sich richthaltos dem Glück hin, das liebreizende Kind, welches sie sofort ins Herz geschlossen hatte und welches für seine neue Erzieherin schwärmte, mit warmer Liebe umhegen zu dürfen.

So weit ging alles nach Wunsch. Allein Klara hielt sich öfters vor, daß sie, um schließlich eine angenehme, geschätzte Stellung in der Welt einnehmen zu können, jedenfalls heiraten müsse, wenn anders der alte Thackeray nicht gestummt hatte. Nicht, daß sie sich nach einem Manne gesehnt hätte, allein sie war jetzt doch zwanzig Jahre alt, und man will schließlich wissen, wann oder wie man in den Ehehaufen einlaufen wird. Dazu kam, daß sie im Hause der Baronin Eifersucht fast nie mit Herren in Berührung gekommen war und so noch gar nicht einmal wußte, ob sie überhaupt Einfluß auf das „starke“ Geschlecht besaß. Jedenfalls war's Zeit, darüber ins Klare zu kommen.

Aber einflußvoll schien sich in Kilmnedder dazu gar keine Gelegenheit zu bieten. Mr. Todd konnte vermöge seiner Harnlosigkeit und seiner vielen nicht vorhandenen guten Eigenschaften noch nicht einmal als Versuchskanarichen in Betracht kommen, abgesehen davon, daß sie sich auch ein würdigeres Objekt zur Erprobung ihrer Macht erträumte. Es kam freilich viel Besuch ins Haus, und am zweiten Frühstück durfte Klara mit Ella stets teilnehmen, aber diese sportliebenden jungen Herren, die Sir Alexander seine Fasanen und Rebhühner abschließen halfen, schienen dem jungen Mädchen in keiner Weise für einen kleinen Zirk geeignet. Außerdem war auch Lady Georgina stets auf dem Plan, und ihre Gegenwart hätte jeden solchen Versuch schon in Keime erstickt. Allerdings wurde der erwachsene Sohn des Hauses demnächst in Kilmnedder erwartet, aber nach dieser Richtung hoffte Klara durchaus nichts, dafür war sie doch nicht mehr „grün“ genug.

Aber ganz unversehrt sollte sich ihr die Gelegenheit bieten, ihre Macht zu erproben.

Die Familie saß, wie gewöhnlich am Sonntagmorgen, in der großen Halle beim Tee, als Lady Georgina eine Einladungskarte, die soeben gekommen war, ihrem Gatten über den Tisch hinüber reichte und dabei faulend bemerkte:

„Ach, schon wieder eine Gartengesellschaft, und wir werden leider nicht mitbin können, zuzulagen, da die Campbells fest auf unser Kommen rechnen. Wenn nur die Gesellschaften in Dramacastie nicht gar zu gemischt wären; die liebe Mabel hat in dieser Beziehung gar keinen Taft.“

Sir Alexander hatte die Karte durchgesehen, und jetzt murmelte er einige unverständliche Worte, die fast wie eine Verwünschung klangen.

„Auch noch am Donnerstag, den ich für die Präfierung der neuen Baupläne und die Vermessung bestimmt hatte. Na, 's ist nicht zu ändern; gegen die Nachbarn muß man höflich sein.“

„Natürlich, außerdem bittet Mabel ausdrücklich, wir möchten die Kinder mitbringen. . . Oh, Mr. Todd, das Fenster muß unbedingt offenbleiben, die Luft in der Halle ist ohnedies stets dumpfig. . . Sa, was ich sagen wollte, Alexander: wie fahren wir denn am Donnerstag nach Dramacastie? In kleiner Wagen ist kein Platz für fünf Personen, und die sind's immer, auch wenn Percy auf dem Bock sitzt. Am Ende bleiben Sie, Mr. Todd, lieber zu Hause? In dem offenen Wagen ist's ohnedies zu zugig für Sie, und Miß Wood kann Percy sehr gut neben Ella beaufsichtigen. Mabel Campbell wird es ganz natürlich finden, daß ich Sie mitbringe, denn irgend jemand muß doch auf die Kinder achten; übrigens sind die Campbells gar nicht exklusiv.“

Es war nicht ersichtlich, ob Lady Georgina sich ihrer „taktvollen“ Bemerkungen bewußt war. Ella aber schien die letzten Worte ihrer Mutter praktisch auszuüben zu wollen, denn sie fragte mit vollem Munde: „Dann dürfen wohl auch Hunde mitgehen, Mama?“

„Und Murreltere auch, nicht wahr, Mama?“ fiel Percy eifrig ein. „Wenn ich meinen kleinen Liebling in die Tasche stecke, verhält er sich ganz still und . . .“

„Aber, Kinder,“ rief Lady Georgina entrüstet, „ich muß doch sehr bitten, den Scherz nicht zu übertreiben!“ Dabei ging sie rasch nach dem Fenster, um zu sehen, ob Mr. Todd es nicht doch am Ende heimlich wieder geschlossen habe, und der unglückliche

Hauslehrer benutzte diese Gelegenheit, um sich alle noch vorhandenen Waffeln zu Gemüte zu führen. „Aber Mama, Du sagtest doch, Tante W. soll sei nicht exklusiv“, beharrte Percy.

„Selbst wenn dies nicht der Fall ist, kann die Dame gegen Murretiere Einwendungen machen“, äußerte Klara, und nach Bechys Beispiel gute Miene zum bösen Spiel machend, fuhr sie lachend fort: „Gottlob, daß Mrs. Campbell nichts gegen Gouvernanten einzuwenden hat, denn ich muß gestehen, daß ich mich darauf freue, eine wirkliche englische Gartengesellschaft zu sehen.“

„Na, Miß Wood,“ sagte Sir Alexander jetzt gutmütig, „kein Mensch würde sich's einfallen lassen, gegen Ihr Erscheinen eine Einwendung zu machen, selbst wenn...“

„Ich ein Murretier wäre“, ergänzte das Mädchen lustig, worauf Percy und Ella vor Lachen fast von ihren Stühlen fielen, und selbst Sir Alexander mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht an einem unterdrückten Lachausfall zu erstickten. Lady Georgina aber, die niemals einen Spasß begriff, hatte die Empfindung, daß die verstorbene Baronin ihrer Pflegetochter doch allzu viel Freiheit gewährt habe.

„Es ist schade, daß Henry bis zum Donnerstag noch nicht hier sein wird“, bemerkte sie kühl. „Er ist der einzige Herr meiner Bekanntschaft, der sich in Gartengesellschaften unterhält.“

„Aber, Mama, Seins ist doch kein Herr!“ äußerte Percy empört, worauf er von seiner Mutter ermahnt wurde, das Nächtfliegende nicht zu vergessen — was in diesem Falle hieß, seine Ellbogen nicht mit der Marmelade in Berührung zu bringen.

Obgleich der bewußte Donnerstag ein echt schottischer grauer Herbsttag war, stieg Klara doch mit lebhafter Befriedigung am Portal des großen roten Schlosses von Drumcassie aus dem Wagen — sollte sie doch das gesellschaftliche Leben, welches sich im Rahmen dieses alten Schlosses abspielte, und aus nächster Nähe beobachten dürfen. Die Höchstgestellten mehrerer Grafschaften hatten sich bei den Campbells Stelldichein gegeben.

Im Gefolge Lady Georginas war Klara an der geduldig lächelnden Wirtin vorübergeschritten, und dann wurde sie von dem gepuzten Menschenwurm weitergeschoben, durch den Gartenfaal ins Freie, und erst auf einer hochgelegenen Terrasse konnte sie endlich mit den Kindern, deren Händchen sie sorglich feißelt, Halt machen. Anfänglich hatte das junge Mädchen sich befreit, in Lady Georginas Nähe zu bleiben, allein die Dame hatte ihr geradeheraus erklärt, daß sie das nicht wünsche; Klara möge nur den Kindern folgen, die kennen hier Weg und Steg. So sah sie sich auf ihr eigenes Können angewiesen.

Als sie jetzt die Gesellschaft genauer beobachtete, ward sie inne, daß die wenigsten sich unterhielten. Mrs. Campbell war keine von jenen idealen Wirtinnen, welche es verstehen, sich durch Blick und Wort mit jedem einzelnen Gast in Beziehung zu setzen, sie hatte die üblichen Vorkehrungen getroffen und sah selbst so müde und so gelangweilt aus, daß es kein Wunder war, wenn's den meisten Gästen nicht anders ging. Um auch die geschichtliche Seite der Festlichkeit zu betonen, hatte man etwa zwanzig Knaben in Hochlandstracht gesteckt; uermüthlich auf- und abmarschierend, spielten sie die Sackpfeifen, ohne dabei eine Miene zu verziehen.

Auf den reichbedeckten Tafeln war Speise und Trant in ippiger Fülle aufgestellt, aber niemand forderte zum Zugreifen auf; ebensowenig wurden die Gäste einander vorgestellt, und da Mrs. Campbell wirklich nicht exklusiv war, gab es eine ganze Menge von Leuten in Drumcassie, die niemand kannte und die sich's gefallen lassen mußten, durch Loggetten gemustert und mit hochgezoenen Augenbrauen befrüht zu werden. Mitunter konnte man sogar laute Bemerkungen hören: „Wie mögen die da hierher kommen... Wo mögen die Campbells die dort aufgetrieben haben!“ Und auf der steifen Gesellschaft mit ihren kostbaren Toiletten und herrlichem Schmuck lastete der graue Himmel mit verdoppelter Wucht; im Sonnenschein würde sich alles besser und freundlicher ausgenommen haben.

Trocknem fühlte Klara, der alles neu war, lebhaft Befriedigung. Der herrlich angelegte Park, die wundervollen Blumenbeete mit ihrem Meer von Blüten, die sammetgrünen Nasenplätze, die Teiche und Seen, alles war dem jungen Mädchen interessant und fesselnd. Neben diesem reichen Bestium erschien Kilnedder fast wie ein Bauernhof. Jetzt wurde von den Sackpfeifern auch ein Schwertertanz aufgeführt, und Klara hatte die Empfindung, als geschähe dieses alles ihr zu Ehren. Die Kinder dagegen erschienen ihr fast blasiert; sie hatten dergleichen schon öfter gesehen und fanden alles langweilig.

„Oh, Miß Wood, wir wollen zum Vogelhaus gehen“, bettelte Percy jetzt, „es liegt am Ende des Weges dort.“

Klara war's zufrieden. Bevor sie aber das Vogelhaus erreichte, kam Lady Georgina ihnen entgegen und rief atemlos: „Schnell, Ella und Percy, kommt mit mir! Alice und Charlotte wollen eine Bootfahrt auf dem großen See machen und Euch mitnehmen; sie warten nur noch auf Euch... Nein, Miß Wood, Ihre Begleitung ist nicht nötig; Mademoiselle Dupies beaufsichtigt die Kinder.“

Im nächsten Augenblick stand Klara ohne die Kinder inmitten einer ihr völlig fremden Menschenmenge auf einer Terrasse, die einen herrlichen Blick auf die umliegenden Berge gewährte. Allerdings hatte das junge Mädchen es befremdlich gefunden, daß Lady Georgina sich die Mühe genommen hatte, die Kinder persönlich zu holen; später erfuhr sie, daß Charlotte und Alice die Töchterchen einer Herzogsfamilie waren, was natürlich die Sache völlig erklärlich machte.

„Na, nun werde ich genau so tun, als ob ich völlig Herrin meiner Zeit wäre“, murmelte Klara lustig vor sich hin. Während der nächsten halben Stunde saß sie dann bequem in einem Essel zurückgelehnt auf der Terrasse, erstete sich an der schönen Aussicht und ließ den Menschenstrom der Gäste, von denen manche sie erkannt und mißtrauisch anstarrten, unbekümmert an sich vorüberziehen. Nach ihrer Gewohnheit begleitete sie die meisten mit stillen Glöfen, die von guter Beobachtung zeugten und oft den Nagel auf den Kopf trafen.

Welch kostbare Toiletten sich hier zusammengefunden haben! Und wie wenig Damen verstehen es, diese Sachen richtig zu tragen und zur Geltung zu bringen!... Ueber ein Drittel der Gäste hat rotes Haar; nun, dafür sind wir eben in Schottland. Ach, die alte Dame dort drüben ist gewiß eine Achtzigjährige. Ob's wohl ein Vergnügen ist, in solchem Alter noch ein Gartenfest mitzumachen? Hu, sie kam vermuhtlich nur hierher, um alle anderen vor Neid bersten zu sehen, denn ihre Toilette ist mehr als kostbar und dabei äußerst geschmackvoll. Wie mag sie aber nur Vergnügen daran finden, eine so herrliche Federboa um den dünnen Hals zu schlingen... nein, wenn ich überhaupt so alt werden sollte, bleibe ich hübsch daheim... Ob diese Frauen wohl Thackeray gelesen haben? Kaum, sonst wüßten sie, daß sie mit den Herren hier machen können, was sie wollen! Ob ich's wohl könnte, trotz meinem im Vergleich zu den anderen Toiletten fast schabigen schwarzen Kleide? Die meisten Damen sehen mich nicht eben liebevoll an, einzelne sogar geradezu mitleidig, und doch nehme ich's in allen weiblichen Eigenschaften und Talenten mit ihnen auf, wenn ich ihnen nicht vielleicht sogar überlegen bin.“

Allmählich ebte der Menschenstrom ab, bald waren die Terrassen völlig verödet, und nun bemerkte Klara auch die Ursache dieser Veränderung: die Türen der Speisefäle waren weit geöffnet, und die Gäste hielten Tassen und Teller in den Händen, während die auf den großen Tafeln in überreicher Fülle aufgestellten auserlesenen Speisen von allen Seiten in Angriff genommen wurden. Klara bemerkte, daß die Herren für die Damen sorgten, soweit dies die Diener nicht taten. Da es indes nicht den Anschein hatte, als ob irgend jemand, Herr oder Diener, für sie sorgen würde, beschloß das junge Mädchen, welches plötzlich Hunger verspürte, seine Verpflegung selbst in die Hand zu nehmen.

Nicht ohne Mühe, sogar mitunter nicht ohne Hilfsnahme der Ellbogen, konnte Klara zu den Tafeln vordringen. Die kostbaren Kunstschätze, welche in Gestalt von herrlichen alten Gemälden die Wände der Speisefäle zierten, ließen sie es bedauern, sie nicht zu anderer Zeit mit Muße betrachten zu können; überhaupt war Drumcassie ein wahres Kunstmuseum, was Klara, die nicht unkonst in Wien gelebt hatte, wohl zu würdigen wußte. An einem kleinen Tischchen sitzend, trank sie mit Behagen den Tee, den ein Diener ihr angeboten hatte. Jetzt war ihre Tasse leer, und einige feine Sandwichs sowohl wie ein Stück Torte, die sie an der Tafel eroberte, stillten rasch ihren Hunger.

Da es in Folge der großen Menschenmenge in den Sälen ziemlich warm und dunstig war, erhob sich Klara, um wieder ins Freie zu gehen. Da sah sie durch das Saalfenster eine alte gebrechliche Dame in verhältnismäßig beschneider Kleidung unter einem Baum sitzen und ziemlich trostlos auf die gedeckten Tafeln blicken. Kurz entschlossen erbat sich Klara von einem mit einem Tablett voll dampfender Teetassen herumgehenden Diener eine Schale des dufenden Trants, auf einen kleinen Teller legte sie einige Sandwichs, und mit diesen Schätzen beladen, begab sie sich zu der Einsamen hinaus. Indem sie ihrem Antrieb folgte, dachte Klara nicht an Bechys Charly, die stets nur für sich selbst gejorgt hatte — Thackerays Heldin beachtete nur solche Persönlichkeiten, deren äußere Erscheinung ihr irgendeinen Vorteil verhieß.

Es war indes weit schwerer, als Klara es sich vorgestellt hatte, sich mit der gefüllten Tasse in der einen und mit einem Teller in der anderen Hand einen Weg durch die Menge zu bahnen. Nach glücklicher Uebervindung verschiedener Fährlichkeiten hatte das junge Mädchen endlich die Stufen, welche vom Speisesaal in den Park führten, erreicht. Hier aber trat sie auf den Saum ihres Kleides und geriet ins Stolpern, so daß die Tasse unheilbar gefallig sein würde, wenn nicht im letzten Augenblick eine helfende Hand zur Stelle gewesen sein würde.

Es war ein nicht gerade großer, aber doch stattlicher junger Mann in einem eleganten Nachahreranzug, der Klara zu Hilfe kam. Hastig nach der bedenklich schwankenden Tasse greifend, hielt er diese fest und sagte gemüthlich:

„Halt, nicht so schnell! So gehts nicht. Wohin wollen Sie denn mit der Tasse und dem Probiantteller?“

„Ich möchte eine Hungrige speisen“, entgegnete Klara lachend, den unervarteten Helfer errent anblickend, wobei sie fand, daß er nett und angenehm aussah.

„Hu, wo befindet sich diese Hungrige, wenn ich fragen darf?“ gab der junge Herr lustig zurück.

„Dort unter der Feder, jene alte Dame mit dem Lilahut.“

„Und Sie glauben wirklich, Sie würden Tasse und Teller ohne anderen Beistand glücklich dorthin bringen?“

„Ich gestatte Ihnen, mir Beistand zu leisten“, versetzte Klara lächelnd.

„Mit Vergnügen, es entspricht durchaus meiner Absicht, mich in dieser Weise nützlich zu machen. Ich würde mich eher in Stücke schlagen lassen, als diese Tasse wieder herzugeben, bevor ich sie Ihrer Tante oder wahrscheinlich Großmutter überliefert habe.“

„D, es ist weder meine Tante, noch meine Großmutter, ich kenne sie überhaupt garnicht, aber sie sah so verlassen aus und so, als ob sie sich nach einer Tasse Tee sehnte. Wenn man selbst Tee getrunken hat, ist man auch mitleidig gegen andere gestimmt, und so beschloß ich, für die Dame zu sorgen.“

„Na, wenn der Tee wirklich noch der Verlassenen zugute kommen soll, müssen wir sehr langsam und behutsam gehen; diese flachen Schalen sind nicht auf solche Liebeswerke eingerichtet“, meinte Klaras Ritter mit heiterem Lachen.

Schritt für Schritt gingen beide vorsichtig die Stufen vollends hinab. Der junge Herr balanzierte die volle Tasse mit vielem Geschick in einer Hand, während Klara die Sandwichs trug. Beide unter-

hielten sich dabei lebhaft; es war gar nicht so, als ob sie einander zum erstenmal begegnet wären. Zumal Klara konnte die Vermutungen kaum unterdrücken, daß sie ihren jungen Ritter schon gesehen haben müßte; sogar seine Stimme klang ihr nicht fremd. Er war durchaus nicht schön und auch noch recht jung, aber angenehm unterhaltend. Daß es ihm nicht eingefallen war, sich vorzustellen, erhöhte für das junge Mädchen den Reiz des „Abenteurers“, wie sie das Zusammentreffen scherzend bezeichnete; offenbar besaß er noch nicht allzuviel gesellschaftliche Gewandtheit.

Die alte Dame in dem lilafarbenen Hut war geradezu überwältigt von der Lebenswürdigkeit der jungen Leute. Sie stammelte einige Dankesworte und sah aus, als wenn sie am liebsten in ein Mannelech schlüpfen würde. Klara gab ihrem Gefährten einen Wink, und beide zogen sich mit einigen höflichen Abschiedsworten zurück. Leider hatte die Dame nur ein einziges Sandwich angenommen, und so sah Klara sich genötigt, den fast noch ganz gefüllten Teller wieder mitzunehmen, was ihr ziemlich lästig erschien.

„Was machen wir jetzt mit unserem überflüssigen Proviant?“ meinte sie dann fragend.

„O, wir stellen den Teller einfach hier ins Gebüsch,“ schlug der Jüngling vor.

Aber dagegen empörte sich Klaras Gewissenhaftigkeit. „Nein,“ erklärte sie entschieden, das wäre unrecht. „Vielleicht könnten wir die Vögel damit füttern, irgendwo hier im Park ist ein Vogelhaus.“

„In der Tat, das ist ein guter Gedanke. Ich will den Weg zum Vogelhaus,“ riefte der junge Herr erfreut; „hier links müssen wir einbiegen.“

Das Vogelhaus war bald erreicht, und lustig lachend schoben die beiden jungen Leute die belegten Brotschnitten durch die Gitterstäbe. „Hoffentlich wird den Vögeln die reiche Mahlzeit nicht schaden?“ ärgerte Klara scherzend, als sie wahrnahm, daß einige Wellenpapageien sich gierig auf die unverhoffte Beute stürzten.

„Aber Sie sind ja unheimlich gewissenhaft,“ spottete der junge Herr. „Anfänglich machten sie mir gar keinen solchen Eindruck.“

„So, das tut mir leid; ich halte mich entschieden für gewissenhaft,“ beharrte stolz das junge Mädchen.

„O, ich wollte damit nichts Nachteiliges andeuten, eher das Gegenteil,“ rief der Jüngling eifrig. „Darf ich Ihnen sagen, was ich dachte, als ich Sie zuerst erblickte?“

„Ach nein, lieber nicht,“ wehrte Klara ab, indem sie sich wieder den Vögeln zuwandte.

Plötzlich kam dem jungen Mädchen ein Einfall — war hier nicht vielleicht die ersuchte Gelegenheit, die Kaffersläge Betty Scharps auf ihre Nichtigkeit zu prüfen? Der junge Mann schien ja wirklich wie vom Himmel gesandt, um ihr — nun ja, als Versuchsanwinderin zu dienen! Das Wort klang ja allerdings nicht schön, aber was würde es schließlich diesem robusten jungen Menschen schaden, wenn sie ihre Macht an ihm erprobte? Daran sterben würde er sicherlich nicht und wie sollte sie je umstände sein, Thackerays Theorien zu erproben, wenn sie nicht die Gelegenheit beim Schopfe faßte! Ueberdies würde sie ja mit diesem jungen Menschen später nie wieder zusammentreffen; folglich wagte sie eigentlich nicht, das geringste Weg mit den albernem Gedanken — *vogue la galere!*

Als Klara das letzte Stückchen Brot ins Vogelhaus geworfen hatte und sich ihrem Gefährten zuwandte, glänzten ihre schönen braunen Augen vor Unternehmungslust, und es war, als ob in jedem Stirnlockchen ein kleines Teufelchen säße.

„So,“ begann sie lustig, die letzten Krümchen von dem Teller schüttelnd, „die Dame im Lilahut, die Vögel und last not least meine Wenigkeit sind gesättigt, nun fragt sich aber, wie es mit Ihnen steht? Falls sie hungrig sein sollten, entlasse ich Sie selbstverständlich sofort in Gnaden, Sie brauchen es nur zu sagen!“

Ihr Lächeln hätte auch einen älteren Mann sofort in Fesseln geschlagen, geschweige denn diesen Jüngling von kaum neunzehn Jahren. Nein, er wollte nicht in Gnaden entlassen sein, obgleich er wirklich Hunger und Durst verspürte; hatte er doch eine Radfahrt von einigen zwanzig Meilen hinter sich, abgesehen davon, daß er infolge eines Mißverständnisses auch um sein zweites Frühstück gekommen war.

So sagte der junge Held denn mit Todesverachtung: „Nein, ich bin durchaus nicht hungrig,“

**Vom diesjährigen Herztetage.**



Das Orchester der Mediziner.

In Bad Tölz fand der diesjährige Herztage statt. Wie schon häufig, veranstalteten die Mediziner auch diesmal Konzerte, die einen besonderen Reiz dadurch boten, daß die Ärzte alle in weißen Operations-Mänteln auf dem Podium Platz genommen hatten. Als Solist wirkte der bekannte Bassist Professor Dr. v. Vary mit.

folglich liegt für Sie keine Veranlassung vor, mich zu entlassen.“

„Hu, was gedenken Sie denn jetzt zu beginnen?“

„Das richtet sich ganz danach, was Sie zu tun gedenken!“

„Na, das dürfte uns kaum weiterbringen; ich werde hier auf dieser Bank sitzen bleiben und die Vögel beobachten.“

„Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich ebenfalls hier Platz nähme und Ihrem Beispiel folgte?“

„Gewiß nicht, aber bitte, nehmen Sie mir zuvor den Teller ab; er wird mir auf die Dauer doch lästig.“

„Nichts leichter als das!“ rief der Jüngling eifrig, indem er die Türe des Vogelhauses öffnete und den Teller ins Innere schob. „Hier wird der Teller gefunden werden, und alles ist in Ordnung.“

„O, da Sie doch die Türe geöffnet haben, könnten Sie vielleicht einige der reizenden grünen Federn erreichen, die dort auf dem Boden liegen? Seien Sie aber ja vorsichtig, damit die Vögel Sie nicht in die Hand pikieren. . . Da, nun ist's schon geschehen. Wie wütend die Vögel sind! O, Ihre Hand blutet, wie leid tut mir das! Es war so sehr freundlich von Ihnen, meinen Wunsch zu erfüllen. . . Sieh, da, ein ganzer Strauß grüner und roter Federn! Ich werde sie meiner kleinen . . . Freundin schenken, sie schwärmt für dergleichen!“

Klara hatte auf dem Punkte gestanden, von ihrer kleinen „Schülerin“ zu sprechen, den Ausdruck aber noch rechtzeitig durch das Wort „Freundin“ ersetzt. Weshalb sollte sie dem Herrn sagen, daß sie Gouvernante war?

Das Gesicht des Jünglings wurde merklich länger. „O, ich dachte, die Federn seien für Sie selbst,“ bemerkte er dann verstümmelt, während er die blutenden Finger mit seinem Taschentuch abwischte. „Die kleine Freundin, für welche die Federn bestimmt sind, ist sehr reizend,“ versicherte Klara lächelnd.

Dem Jüngling lag's auf der Zunge zu entgegnen: Gewiß nicht so reizend wie Sie selbst! Doch fühlte er sich noch nicht sicher genug, um seiner Meinung in Worten Ausdruck zu geben.

Während er jetzt neben Klara, die mit den Federn spielte, auf der Bank saß, schien es ihm, als habe er noch niemals ein so liebreizendes weibliches Wesen gesehen wie das, welches ein günstiger Zufall ihm so unverhofft zur Unterhaltung beschied hatte. Zudem schmeichelte es dem Jüngling, daß die junge Dame ihn ohne weiteres für voll nahm, und mit der natürlichen Dankbarkeit der Jugend

beschloß er, sie dafür sofort mit seiner Verehrung zu beglücken. Klaras fluge, braune Augen beobachteten verstohlen den wechselnden Ausdruck in den Gesichtszügen ihres Gefährten, und was sie da entdeckte, übertraf ihre kühnsten Erwartungen in fast beängstigender Weise. Sie fing an, Furcht vor ihrer eigenen Macht zu empfinden, und während sie die Federn gedankenlos in den Händen drehte, begann sie lebhaft zu plaudern — das längere Schweigen bedrückte sie.

„Sehen Sie nur, dies leuchtende Grün! Grün ist überhaupt meine Lieblingsfarbe, denn es bedeutet Hoffnung, und ich gehöre zu den Menschen, die stets auf irgend etwas hoffen. Allerdings sind's leider meist Gehehnisse, die niemals eintreten . . .“

„Was Sie glücklicherweise nicht zu bedrücken scheint?“ warf der Jüngling halb fragend ein.

„Nein, das ist gottlob nicht der Fall, weil ichs nicht dazu kommen lasse. Ich habe im allgemeinen das Talent, die Dinge zu nehmen, wie sie sind. Die Erfahrung zeigt uns ja täglich, daß es gar nichts nützt, wenn wir gegen das Schickal und die Umstände ankämpfen. Je weniger wir uns dagegen stemmen, um so sicherer dürfen wir darauf rechnen, daß sich schließlich alles nach unseren Wünschen fügt.“

„Deshalb sehen Sie wohl stets so vergnügt aus? Als ich Sie vorher zum erstenmal sah, hatte ich die Empfindung, als seien Sie die einzige in dem ganzen großen Menschenschwarm hier, die sich wirklich unterhalte.“

„Offen gestanden, ich habe selbst das Nämlische gedacht. Ich hörte schon manchmal behaupten, die Engländer blieben selbst bei ihren Vergnügen trübselig, und meine heutigen Erfahrungen haben dies bestätigt. Beobachten Sie nur, wie die Leute durch diesen herrlichen Park wandern. Kaum einer Dame fällt es ein, die entzückenden Blumen, die wunder-vollen alten Bäume auch nur anzusehen. Sie müßten höchstens die Toiletten der anderen, und wenn sie kostbarer und geschmackvoller er scheinen als die eigene, fühlen sie sich unglücklich. Mir dagegen gehts gerade umgekehrt! Wenn ich eine schöne Toilette an anderen sehe, ist's mein Gewinn, denn es macht mir entschieden Freude! Sehen Sie zum Beispiel da drüben: jenes Rosakleid ist ein wirklicher Genuß für meine Augen, ein Genuß, der den der Trägerin entschieden

übertrifft, da sie doch keinen Spiegel vor sich hat und sich also nicht bewundern kann. So muß ich der Dame dankbar sein, für die Freude, die sie mir unbewußt bereitet, während die Arme leider blutwenig davon hat, mein einfaches schwarzes Gewand anzusehen! Und in diesem Sinne darf ich wohl behaupten, daß das rosafarbige Kleid im Augenblick mir mehr gehört als seiner Besitzerin. So ist es eigentlich mit allem, was ich hier sehe; habe ich nicht recht? Die herrlichen Nasenflächchen dort drüben, die Blumenbeete, ja das ganze Schloß selbst mit seinen kostbaren Gemälden und sonstigen Kunstschätzen erfreut meine Augen entschieden mehr als die seiner Besitzer, der Campbells, die doch in erster Linie die Mühe haben, für alles sorgen zu müssen, was wir nur reine Freude bereitet!

„Allen Anschein nach sind Sie eine Philosophin“, murrte der Jüngling, der Klaras Worten verächtlich gelauscht hatte. „Auf die Dauer freilich werden Sie diese beglückenden Illusionen nicht festhalten können.“

„Wer verlangt danach? Gibt's nicht zahllose andere Dinge außerhalb dieses Parks, die beglücken und entzücken? Jeder Sonnenaufgang und -untergang ist ein Schauspiel, welches für meinen besonderen Genuß aufgeführt wird; wer will mir verwehren, Genuß aufzuföhren? Jede schöne Aussicht, jedes mir das einzubilden? Jede schöne Aussicht, jedes geschmackvoll ausgestattete Schaufenster der Fürststraße in Edinburgh sind ebensoviele Genüsse, die mir zugute kommen, und so habe ich immer aufs neue Veranlassung, mich an all dem Schönen zu erfreuen. Der Gedanke an all diese Vergünstigungen kann mir den trübsten Tag, die dunkelste Stunde erhellen, und so fällt mirs nicht ein, etwa den Kopf hängen zu lassen, wenn der erhoffte Sonnenschein wirklich einmal ausbleiben sollte.“

„Das verstehe ich vollkommen!“ rief der junge Mann feurig. „Sie tragen den Sonnenschein im Gewand; wie sollte Ihnen da je etwas dunkel und trübe erscheinen?“

Von seiner Begeisterung fortgerissen, hatte der Jüngling diesmal nicht gezögert, der jungen Dame ein Kompliment zu machen, und als das Mädchen verwirrt schwieg, fuhr er lebhaft fort: „Wahrhaftig, Sie sollten eine Schule eröffnen und Ihre Schüler Lebensfreude und Heiterkeit lehren. Ich kann Ihnen sagen, es wäre ein verdienstliches Unternehmen!“

„Wer weiß“, entgegnete Klara zweiseitend. „Ich glaube, die Männer würden die ersten sein, die mich ob eines solchen Unternehmens verurteilen. Heiterkeit gilt im allgemeinen als die uninteressanteste Eigenschaft in der ganzen Welt. Den Frauen mit geheimnisvoll traurigen Ansichten, deren Augen stets feucht schimmern und deren Mundwinkel eine ständige Neigung nach unten haben, liegen die Männer zu Füßen. Heiterkeit gilt als gleichbedeutend mit prosaisch sein. Was will ich aber machen? Man muß doch sein Verhalten und Gebaren mit seinem äußeren Menschen in Einklang zu bringen bemüht sein... habe ich nicht recht mit dieser Behauptung? Um einen melancholischen Eindruck hervorzubringen, muß man vor allem ein langes oder zum mindesten ovales Gesicht haben, und die Gesichtsfarbe darf nur blaß oder bläulich sein. Wer aber ein apfelsinnes rundes Gesicht, einen rosigen Teint und vielleicht sogar noch lachende, braune oder blaue Augen besitzt, der solls nur aufgeben, den Melancholiker zu spielen, wenn er sich nicht lächerlich machen will. Eine runde Gesichtsfarbe paßt nun einmal nicht zu dem hergebrachten Begriff von Traurigkeit, und wenn ich mich bestreben wollte, weilschmerzlich dreinzuschauen, dann würde mirs kein Mensch glauben.“

„Nein, wie Sie das alles auszudrücken verstehen! Es ist geradezu eine Komödie, mit Ihnen zusammen sein zu dürfen!“ rief der Jüngling begeistert. „Wenn man Sie sprechen hört, sollte man glauben, Sie dankten Gott alle Tage für das Glück, überhaupt am Leben zu sein.“

Die nächste Viertelstunde verging beiden so rasch und angenehm, daß Klara mit entschiedenem Bedauern plötzlich in der Ferne eine rosafarbige Feder auf einem ihr wohlbekannten Hut wahrnahm — offenbar sah Lady Georgina sich nach ihrer Erzieherin um, denn sie warf forschende Blicke nach

allen Seiten und begann dann langsam die vielen Stufen der Terrasse hinaufzusteigen.

Das junge Mädchen erhob sich hastig. „Ich muß gehen, man sucht mich.“

„Oh wie schade! Müßten Sie wirklich fort?“ rief der junge Mann mit ehrlich bekümmertem Miene. Offenbar war er gar nicht auf eine Störung gefaßt gewesen.

„Ja, ich muß unbedingt gehen“, nickte Klara, die ihren Gefährten in wirklicher Betrübniß anah. Die schöne Episode war zu Ende, und so kam's nicht darauf an, wenn der junge Mann bemerkte, daß es ihr ebenfalls leid tat.

„Aber könnte ich Sie denn nicht irgendwo wiedersehen?“ frag er. „Nein, Sie dürfen mir nicht zürnen und mich nicht mißverstehen, aber der Nachmittag war so wunderschön... und... würden Sie's sehr unbedeutend finden, wenn ich Sie um ein kleines Andenken bäte? Nicht, daß ich Gefahr lief, diese Stunden je zu vergessen, aber trotzdem...“

„Ach so“, sagte Klara halb lachend. „Ja, was könnte ich Ihnen denn nur gleich geben?“

„Wäre es unbedeutend, Sie um eine der Federn zu bitten, die Sie in der Hand halten? Vielleicht geben Sie mir eine grüne Feder: Sie sagen ja selbst, grün sei die Farbe der Hoffnung.“

Der junge Mann sprach diese Worte mit so einfachem Ernst, daß Klara nun doch erchrak.

„Das hätte doch keinen Sinn... Es gibt nichts, worauf Sie in diesem Falle zu hoffen hätten“, antwortete sie dann hastig.

„Aber eine Feder können Sie mir dennoch schenken. Um der Federn willen bin ich doch in die Hand gepickt worden, wie Sie wissen!“

Diesmal glich der Mann so völlig einem großen Schuljungen, daß Klara ihm fast ins Gesicht gelacht hätte. „Nein, heute nicht, aber vielleicht beim nächsten Zusammentreffen... wenn wir überhaupt einander wiedersehen sollten. Ich muß jetzt unbedingt fort, Lady Georgina sucht mich bereits.“

„Lady Georgina?“ wiederholte der Jüngling, seine Blicke der Terrasse zuwendend, auf welche Klara jetzt zutritt.

Zugleich erhob sich ein kleiner Aufschrei, und Ella, die den Weg heraufstürmte, rief laut und jubelnd:

„O, Mama... so ist Heinz doch wirklich noch gekommen? Sie doch, da steht er ja!“

„Na, diesmal bist Du aber gründlich reingefallen“, äußerte Klara abends, als sie in ihrem Zimmer saß und ihre Haare büstete, indem sie ihrem Spiegelbild spöttlich zunichte.

Der so unterhaltende Nachmittag hatte allerdings einen bösen Schluß gehabt. Die niederschmetternde Entdeckung, daß das „Versuchskaninchen“, welches Klara nie wieder zu sehen gehofft hatte, der älteste Sohn des Hauses war, und daß sie demnach mit ihm unter einem Dache weilen und mit ihm am gleichen Tisch sitzen mußte, hatte dem nicht leicht zu erschütternden Gleichmut des jungen Mädchens doch einen empfindlichen Stoß versetzt.

Der Unglücksanewich war einen Tag früher eingetroffen und seiner Familie nach Drummcaffie gefolgt. Es war alles so einfach und natürlich zugegangen, und doch konnte das Ergebnis kaum widerwärtiger sein. In dem Augenblick, in dem Elsas jubelnder Ausruf Klara verriet, wer ihr Gefährte sei, wäre Klara am liebsten in die Erde gesunken, während Heinz Murray nicht so bald begriffen hatte, daß seine „Nanme“ die Gouvernante seiner Schwester sei, als auch schon sein Gesicht zu strahlen begann — auf diese Gmüt des Schicksals hatte er wahrhaftig nicht zu hoffen gewagt! Nun die „Augebetete“ eine Hausgenossin war, wollte er schon dafür sorgen, daß er öfter mit ihr zusammentraf. Welch ein Glück, daß Ella diese entzückende Governante hatte!

Klara dankte Gott, daß der Wagen so voll besetzt war, daß Heinz am Abend heimradeln mußte; so blieb ihr doch eine kurze Spanne Zeit, um sich über die nächsten Schritte klar zu werden. Am liebsten hätte sie ja freilich sofort Rindleder den Rücken gefehrt, allein, da ihre Verhältnisse ihr diesen Luxus nicht gestatteten, hieß es andere Wege einschlagen. Vielleicht würde der junge Mann ja begreifen, daß sie ihm hier, in ihrer Stellung als

Elsas Erzieherin, anders entgegentrat, als in Drummcaffie, wo sie, wie er selbst, Gast gewesen war. Sie mußte ihn also möglichst fernhalten und ihn unweigerlich kalt, ja im Nothfalle streng behandeln. Nur auf diese Weise konnte sie hoffen, den Jüngling dahin zu bringen, ihr entgegenkommendes Verhalten in Drummcaffie nicht auszubenten und vielleicht zu vergessen.

Als sie an diesem Abend schließlich ihr Lager aufsuchte, hatte sie ihren Weg fest vorgezeichnet. Schon das erste Zusammentreffen sollte dem Jüngling zeigen, daß sie gewillt und imstande war, ihn in Schach zu halten.

Als indes dies erste Zusammentreffen stattfand, und zwar beim Frühstück am nächsten Morgen, da mußte Klara die Erfahrung machen, daß Theorie und Praxis himmelsweit voneinander verschieden sind. Schon das strahlende Gesicht, mit dem Heinz sie begrüßte — wo hatte sie gestern nur ihre Augen gehabt, um ihn nicht sofort an der Ähnlichkeit mit Ella zu erkennen! — erschwerte dem jungen Mädchen die so wohl vorbereiteten Maßnahmen. Und die Aufmerksamkeit, womit er sie während des Mahles mit allem, was sie wünschte oder nicht wünschte, versorgte, brachte Klara fast zur Verzweiflung. Dank der Gegenwart der übrigen Hausgenossen konnte Heinz seine Befriedigung über das baldige Wiedersehen zum Glück nicht in Worte fassen, allein seine entzückten Blicke führten eine deutliche Sprache. Dem Klara sich vorstellte, daß derartige Szenen sich täglich abspielen würden brach ihr der Augsichsweiss aus.

(Fortsetzung folgt.)

## Die letzten Köffelberger.

Erzählung aus dem niederbayerischen Volksleben.

Von Lina Leidl.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

### 14. Kapitel.

Wieder war die Waberk Witwe; wieder warf sie sich in fast wahnsinnigen Schmerzensausbrüche über die Leiche ihres auf so gräßliche Weise aus dem Leben abgerufenen Mannes, während die auf die Unglückskunde herbeigeeilte Kathi in tiefster Erschütterung am Zukende des Totenlagers kniete und ein andächtiges Vaterunser für die Seelenruhe des Bedauernswerten betete.

Obwohl auch sie in dem gräßlichen Vorgang nur eine gerechte Strafe des Himmels sehen konnte, so trug sie dem Mörder ihres Vaters doch keinen unverföhlichen Groll nach. Die Freude und innige Dankbarkeit, daß durch des Sterbenden Geständnis ihrem geliebten Pantraz nun doch die so inbrünstig ersehnte Vergeltung werden sollte, daß dessen Unschuld nur sonnenklar und ohne noch den geringsten Zweifel zuzulassen, erwiesen war, ersüßte jedes etwa anstieigende Gefühl des Zornes und des Hasses schon im Keime.

„Der Herr gibt ihm die ewige Ruh!“ betete sie aus innigstem, mitleidigem Herzen, sich von den Knien erhebend.

„Und das ewige Licht leucht ihm!“ antwortete die Waberk, um im gleichen Atemzuge wieder laut herauszubrüllen:

„Ja aber Kav, was hast mir denn Du antan? Was lang denn jetzt ich an?“ Die gleiche Frage, die sie auch an ihren ersten toten Mann anlässlich ihrer Schmerzensandgebung gerichtet hatte.

Diesmal hatte die Waberk aber allen Grund, diese Frage aufzuwerfen. Schlecht, trostlos schlecht stand es um ihr ferneres Fortkommen. Sämtliche Fahrnisse, alle landwirtschaftlichen Geräte, ja sogar altehrwürdige Sachen von der Hauseinrichtung hatte der Kav heimlich bei Nacht und Nebel fortgeschafft und verschleiert. Alles Vieh war bereits verkauft und sollte nur mehr die ausbedungene Frist im Stalle stehen. Der Verkauf des verhängnisvollen Stieres sollte den würdigen Ab-

schluß bilden; diesen hatte der Kav ob seiner weit und breit bekannnte Störigkeit und Wildheit von daheim nicht an den Mann bringen können, er wollte ihn deshalb auf einem öffentlichen Viehmarkt zum Verkauf ausbieten. —

Wenige Wochen nach des zweiten Löffelbergers Tode kam das große, schöne Anwesen unter den Hammer. Die Kathl, die wenigstens noch einen Bruchtheil der so schwärmerisch geliebten Heimat retten wollte, steigerte es mit dem von der alten Lisl erhaltenen Erbe ein. Ueberdies hatte sie ganz sicher im Sinne ihrer verstorbenen Eltern gehandelt. Ihr Vater selig würde sich ja noch im Grabe undrehen, wenn der Löffelbergerhof, der bei seinen Lebzeiten doch seinen ganzen Stolz und seine ganze Freude ausmachte, in fremde Hände überging.

So ward die Kathl denn die einzige, unbeschränkte Herrin des Besitztums, und ihre Stiefmutter, die Wabel, die war nun der Niemand.

Sowohl, der Niemand! Aber ehe sie sich mit dieser Stelle in diesem Hause begnügte, in dem sie noch vor kurzem die Herrin und was für eine Herrin gespielt hatte, ehe wollte sie ganz von demselben gehen.

Zwar hatte die Kathl ihr angetragen, daß sie auf dem Hofe bleiben könnte, aber das wollte sie nicht. Bei ihrer verhassten Stieftochter das Gnadenbrot essen? Um keinen Preis! Nein, wenn die zwei Monate Frist, die ihr vom Gericht noch zum Bleiben zugesprochen waren, vorüber sind, dann geht sie. Und wenn sie auf der Strafe bleiben muß! Es wird ihr aber auch kaum was anderes übrig bleiben, wenn sie sich nicht dazu bequemt, bei irgend einem Bauern in den Dienst zu treten. Seim, zu ihren Eltern kann sie auf keinen Fall gehen. Ihr Vater, der Aufbaumer-Bauer hatte schon bald, nachdem die Wabel glücklich dem Löffelberger aufgeschwätzt war, selbst Banterott gemacht und mußte sich sein tägliches Brot als herumziehender Brandwecker verdienen. Auch die räumlichen Verhältnisse gestatteten dem Aufbaumer keine Aufnahme seiner Tochter, da er und sein Weib sich, seit sie „hinabgeschwommen“ waren, mit einem ganz kleinen, elenden Stübchen im Armenhause behelfen mußten.

Die Zeit, in der Wabel sich gezwungen sah, den Löffelbergerhof zu verlassen, rückte näher und näher, bis denn auch der verhängnisvolle Tag selbst anbrach.

Unter den ganz gleichen Umständen, die sie ihrem zweiten, verunglückten Mann immer vorgehalten hatte, befand die Wabel sich nun selber. „Das Schneuztüch!“ konnte sie ganz leicht ihre sämtlichen Sabseligkeiten binden; recht viel mehr besaß sie nun nimmer.

Die Dienstboten und die Ehehalten atmeten erleichtert auf, da sie nun bald von ihrem Plage befreit werden sollten, und zwar für immer. Die letzten Wochen hatte die Löffelbergerin noch tüchtig ausgenüßt, um alle im Hause den Rest ihrer schwindenden Macht und Herrlichkeit fühlen zu lassen. Mit sich, Gott und der Welt zerfallen, ging sie den ganzen Tag umher wie die verzörperte Kantippen und marterte und drangsalierte ihre Untergebenen bis aufs Blut. Nun hatte es damit ein Ende, Herrvergeltsgott tausendmal! —

Ein Kleiderbündel unterm Arme tragend, in den Augen Tränen verbißener Wut, schleicht die Wabel aus ihrer Kammer sich die Stiege hinab und die Hausflöh hindurch. Ungelesen, ohne jemanden ein Wort des Abschiedes zu gönnen, will sie fort. Niemand sollte Zeuge ihrer Schwäche sein, sollte den Triumph haben, die einstige Tyranne des Hauses einer Bettlerin gleich von hinnen ziehen zu sehen. Am wenigsten ihre Stieftochter, die Duchmäuserin, die Scheinheilige, die nun jeden Augenblick ihren Einzug halten konnte.

Ohne von jemanden gesehen oder gar angehalten zu werden, gelangte die Wabel aus dem Hause. Es war, als wollte man dem Wunsche der Abziehenden Rechnung tragen und ihr jede peinliche Begegnung ersparen.

Aber sie wollte doch noch Abschied nehmen! Sie wollte der neuen Herrin noch ein Andenken hinterlassen, das sie so schnell nicht vergaß!

Vorsichtig nach allen Seiten umherspähend, schleicht die erbitterte sich über den Hof, ungelesen gelangt sie in die Tenne.

So, nun schnell ans Werk!

Der Zufall ist ihr günstig. Da steht noch die lange, schwere Leiter, mittels der man nach oben in den Heustock gelangte und die wohl ein nachlässiger Knecht wegzunehmen vergessen hatte, als er gestern abend Heu herabholte. Vorschriftsmäßig sollte die Leiter nach jedesmaligen Gebrauch wieder weggenommen und an dem zu diesem Zweck in der Tennenwand angebrachten hölzernen Zapfen aufgehangen werden. Heut traf es sich aber gut, daß sie noch da stand. Dadurch blieb der Wabel eine schwere Arbeit erspart. Es wäre keine Kleinigkeit gewesen, die ungeschlachte große Leiter von der Wand herabzunehmen und an das Aufstiegsloch stellen zu müssen. Auch wäre das sicher nicht ohne Geräusch oder Gepolter abgegangen, man wäre dann aufmerksam geworden, hätte nach der Ursache geforscht und dadurch ihren Plan zum Scheitern gebracht, ihren Plan, der ihr während der verfloffenen, schlaflosen Nacht eingefallen war, und den sie vor ihrem Weggang noch schnell ausführen wollte.

Wieder späht und horcht sie einige Augenblicke ängstlich, mit unstet flackernden Blicken umher. Dann, wie sie sich überzeugt hat, daß sie von keiner Seite her eine Ueberrumpelung zu befürchten hat, holt sie aus dem am Boden liegenden Kleiderbündel eine Wachskerze sowie eine Streichholzschachtel hervor und klettert damit hastig die Leiter hinan.

So — nun wird die Kathl bald die längste Zeit Löffelberger-Bäuerin gewesen sein! Nun wird die Herrlichkeit schnell ein Ende haben! —

„Ist denn die Wabel wirklich fort? Hat sie niemand mehr gesehen von Euch?“ erkundigte die neue Herrin, die Kathl, sich bei dem Gesinde. Vor etwa einer Viertelstunde hatte sie mit Mann und Kindern, mit Sack und Pack ihren Einzug auf dem Löffelbergerhof gehalten und, da sie ihre Stiefmutter bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, nach ihr gefragt. Es hatte sie aber niemand gesehen, sie mußte also schon aus dem Hause sein.

„O mein, Kathl, es scheint, wir dürfen aus dem Kummer und aus der Aufregung nimmer drauskommen!“ Mit diesen Worten suchte der Lohbinder-Gepp, nunmehriger Löffelberger-Bauer, sein Weib auf den neuen Schreden vorzubereiten, der ihrer harpte. Denn wenn es ihr auch vielleicht persönlich nicht allzu nahe ging, ein Schreden war's doch für sie.

War doch er selbst zu Tode erschrocken vorhin, wie er bei gründlicher Inaugenscheinahme seines neuen Besitztums unter anderem auch in die Tenne kam und dortselbst die Wabel fand. Von der schweren Leiter bedeckt, lang ausgestreckt, anscheinend tot, lag sie auf dem Boden. In der Hast, ihren teuflischen Plan auszuführen — sie wollte die brennende Wachskerze in den Heustock stecken und auf diese Weise den Löffelbergerhof der gänzlichen Vernichtung weih'n —, beachtete sie es nicht, daß der niedere, breite Holzstok, der sich sonst immer als Stütze zu Füßen der Leiter befand, fehlte. So kam es, daß, als sie schon die obersten Sprossen erklettert hatte, die haltlose Leiter auf dem glatten Tennenboden ins Rutschen geriet und mit ihrer Last zu Boden schlug. —

Tagelang lag die Wabel in völliger Bewußtlosigkeit, und als sie daraus erwachte, verspürte sie heftige Rückenschmerzen, die sich von Tag zu Tag steigerten.

Wieder übernahm die Kathl, die mitleidige Seele, das Amt einer Krankenwärtlerin. Eingedenk des Bibelspruches: „Tue Gutes denen, die Euch hassen!“ legte sie gegen den beabsichtigten Transport der Verunglückten ins Krankenhaus Widerpruch ein und erbot sich, die Wabel im Hause zu behalten. In der aufopferndsten, edelmütigsten Weise pflegte

sie ihre Stiefmutter volle sechs Wochen lang, nach deren Verlauf der Arzt ein unheilbares Rückenmarksleiden konstatierte, eine Folge der gewaltigen Erschütterung, die die Wabel bei dem Sturz von der Leiter erlitten hatte.

Während dieser langen, qualvollen Leidenszeit hatte die Kranke so recht Ruhe, Einsicht in sich selbst zu halten. Doch geschah dies erst nach vielen vergeblischen Sträuben. Weit entfernt, das Unglück, das sie ereilt hatte, als gerechte Strafe gebüdig hinzunehmen, suchte sie sich gegen das harte Schicksal aufzulehnen, haberte mit demselben und suchte es sich durch Schimpfen und Toben zu erleichtern.

Es bedurfte wahrlich keiner kleinen Ueberwindung und Selbstaufopferung seitens der Kathl, das ständige Geschimpfen und Gejammer, vermehrt mit den gräßlichsten Klagen, ruhig mit anzuhören, und fast bereute sie es, daß sie den mitleidigen Regungen ihres guten Herzens nachgegeben und die Pflege der Kranken übernommen hatte.

Am dem Tage vollends, an dem der Arzt der Wabel die traurige Aussicht eröffnete, daß sie wohl zeitweilig ein hilfloser, gebrechlicher Krüppel bleiben, daß sie für immer gelähmt bleiben würde, da bekam sie einen fürchterlichen Tobsuchtsanfall und wollte sich das Leben nehmen. Endlich wurde sie dann doch ruhiger und ergab sich, wenn auch nur widerwillig, in ihr hartes Schicksal. Die Engelsgebild und die wirklich heroische Aufopferung ihrer Pflegerin hatten schließlich doch den Sieg über den bösen Dämon errungen. Endlich war ein Strahl der sie umgebenden echt christlichen Nächstenliebe in das Herz der Verflochten gebrungen und hatte die es umhüllende Eiskrinde zum Schmelzen gebracht.

Unter strömenden Tränen bat sie ihre Stieftochter, von deren Gnade sie nun ganz und gar abhängig war, um Verzeihung. Diese wurde ihr denn auch in liebreichster Weise gewährt.

„Ich hab Dir ja schon lang verziehen, schau Wabel. Meinem Vater zu lieb hab ich dies schon tan. Und jetzt soll alles vergeben und vergessen sein, von mir aus.“

„Ja, wenn ich nur dies könnt! Wenn ich es nur vergessen könnt! Du weißt ja gar nit, Kathl, wie viel daß Du mir zu verzeihen hast. Wenn Du ein Wissen haben tätest drum, was ich Dir antun hab wollen, nachher könntest Du mir schier gar nie verzeihen.“ Und leise, stocend kam es dann von der Beklerten Lippen: „Das Haus hab ich Dir überm Kopf wegbrennen wollen, vor lauter Wut und Reid, daß es Du kriegt hast!“

Bei diesem Geständnis kann sich aber die Kathl doch nicht eines nachträglichen Schauders erwehren. Eine solch bodenlose Schlechtigkeit hätte sie in der Einfalt ihres Herzens nicht für möglich gehalten. Sie muß all ihre Liebe zum verstorbenen Vater, all ihren Helbenmut zusammennehmen, daß sie das eben Vernommene verwinden kann. Ueberdem hat sie ja der Stiefmutter ihr Wort gegeben.

„Wabel — ich hab Dirs schon g'sagt. Es soll alles vergeben und vergessen sein!“ Und dabei blieb es. Mit keinem Worte rührte die Kathl mehr am Vergangenen. Und doch wurde der Wabel, wie sie dies schon immer befürchtete, kein Vergessen möglich. Trug sie doch den Fluch der bösen Tat mit sich herum. Sie, das kräftige, gesundheitsstrotzende Weib war in jener verhängnisvollen Stunde zum armen, hilflosen Krüppel geworden, der sich nur noch mittels zweier Stöcke mühsam umherschleppen konnte. Eine harte, aber gerechte Strafe!

Jahre waren nun schon wieder dahingegangen. Jahre des reinsten Glückes für die gute Kathl, die in der fürsorgenden Liebe ihres Mannes neu auflebte. Eine stattliche Bäuerin war sie nun, und niemand hätte das ehemalige, schwächliche Tröndl in ihr wieder erkannt. Auch der Löffelbergerhof blühte wieder neu auf und erfreute sich bald des alten Ansehens. Freilich mußten sie und ihr Gepp sich rechtschaffen plagen dabei, aber sie taten es



